

Barbara Schilling

Meine Berliner Jugend

*Zwischen Hunger
und Verantwortung*



rosenheimer

Barbara Schilling

*Meine Berliner
Jugend*

Zwischen Hunger
und Verantwortung



rosenheimer

Vollständige E-Book-Ausgabe der im Rosenheimer Verlagshaus erschienenen
Originalausgabe 2022

© 2022 Rosenheimer Verlagshaus GmbH & Co. KG, Rosenheim
www.rosenheimer.com

Titelfoto: © Bundesarchiv, B 145 Bild-D00011453, Puck-Archiv
Lektorat: Carmen Oberlechner, Rosenheim und Christine Rechberger, Rimsting

ISBN 978-3-475-54903-8 (epub)

Inhalt

Kapitel 1
Kapitel 2
Kapitel 3
Kapitel 4
Kapitel 5
Kapitel 6
Kapitel 7
Kapitel 8
Kapitel 9
Kapitel 10
Kapitel 11
Kapitel 12
Kapitel 13
Kapitel 14
Kapitel 15
Kapitel 16
Kapitel 17
Kapitel 18
Kapitel 19
Kapitel 20
Kapitel 21
Kapitel 22
Kapitel 23

Kapitel 24

Kapitel 25

Kapitel 26

Kapitel 27

Kapitel 28

Kapitel 29

Kapitel 30

Kapitel 31

Kapitel 32

Kapitel 33

Kapitel 34

Kapitel 35

Kapitel 36

Ende

1

Es war kalt, die Eisblumen am Fenster machten ihrem Namen alle Ehre. Helene drehte den Kopf zur Wand, blinzelte. Das Baby und die Kleinen schliefen noch. Gut. Wer schläft, ist nicht hungrig. Sobald sie wach waren, würde das Gejammer losgehen. Und sie hatte keine Ahnung, was und ob überhaupt etwas im Brotkasten zu finden war.

Behutsam zog Helene die kratzige Woldecke bis zur Nase des Babys hoch. Sie zögerte. Sein Köpfchen war trotz des dünnen Häubchens kühl. Helene zog die Bettdecke noch ein Stückchen höher. Besser ersticken als erfrieren. Sie hielt inne. Durfte sie das? Durfte sie so etwas denken? Sie betrachtete ihren eigenen, missgestalteten Zeh, der fast erfroren war, als sie ein Kleinkind gewesen war. Es tat so weh, heute noch, ihn auch nur anzusehen. Die nie ganz verheilten Frostbeulen. Nicht einmal richtig schnell rennen konnte sie damit.

»Lahme Ente«, riefen ihr die Kinder in der Straße nach und lachten. Manchmal hatten sie Steine nach ihr geworfen. Das taten sie allerdings nicht mehr, seitdem sie einen der Strolche erwischt und nach Strich und Faden übers Knie gelegt hatte.

Seufzend legte Helene das Gesichtchen des Babys wieder gänzlich frei und achtete dabei darauf, dass die anderen zwei Geschwister ausreichend von der Decke bedeckt wurden, vor allem an den Füßen. Die ollen Wollsocken allein reichten nämlich nicht aus. Im Zimmer

war es fast so kalt wie draußen, auf den Berliner Straßen, wo Dutzende frierende Menschen die Bürgersteige entlanghasteten. Jeder mit einem anderen Ziel, alle mit mehr oder weniger gebeugtem Rücken. Der kühle Morgen kroch ihr ins Gesicht. Sie wappnete sich innerlich, sie biss die Zähne zusammen, sie hasste das - diese Kälte, dieses Zimmer, dieses Leben. Aber sie hatte kein anderes. Und sie musste da sein, für die Kleinen, die brauchten sie. Die Mutter würde es nicht allein schaffen. Mühsam stemmte Helene sich vom Bett hoch, peinlich darauf bedacht, kein Geräusch zu machen, um ja noch keines der kleinen Monster zu wecken.

Bevor sie sich überlegen würde, wo sie ein Frühstück herbekam, musste sie erst einmal den Ofen befeuern. Doch ein Blick in den Kohleneimer daneben ließ sie mutlos zurücksinken. Kein Stückchen war mehr übrig. Auch das noch. Ihre Laune sank, wie sie kaum hätte tiefer sinken können. Gestern hatte sie vergessen, noch welche zu besorgen, zu leihen, notfalls zu stehlen. Missmutig beugte sie sich zum Fenster hin. Das zerkratzte Fensterbrett wies feine Risse, schwarze Linien auf weißem Grund, auf. Sie linste hinaus auf den Hof. Kein Glück. Nichts war da, das brennbar aussah. Kein Brett, kein Papier, nicht einmal Äste hatte der Wind herabgeweht. Sie unterdrückte einen Bierkutscherfluch, der sich gewaschen hatte. Im Gegensatz zu ihr; dazu war es definitiv zu kalt. Sie kramte in den Schubladen herum, fand in der untersten eine fast leere Flasche Braunen, schraubte sie auf, roch daran, überlegte kurz - ob das gegen ihren Hunger half? Aber schon bei dem scharfen Geruch des Alkohols wurde ihr übel und sie legte die Flasche zurück. In der Ecke lag ein altes Hemd, es war weich und musste einmal weiß gewesen sein; sie hob es hoch. Als sie es ausschüttelte, fiel ein vertrocknetes Lavendelsäckchen heraus. Die Motten hatten den Stoff

dennoch durchlöchert, der Lavendel hatte nichts genützt. Plötzlich musste sie schlucken. Unangenehm.

Der helle Stoff erinnerte sie an das Totenhemd ihrer Oma. So hatte es ausgesehen damals, irgendwie rührend, beinahe feierlich. Noch immer erinnerte sie sich an den Geruch ihrer Großmutter. Vor allem, wenn sie sie in den Arm genommen, vor- und zurückgewiegt und »Lenchen, mein Lenchen« genannt hatte.

Nun war ihre Oma schon seit einem Jahr tot. Seitdem war viel passiert. Leider wenig Gutes. Die Befürchtungen ihrer Mutter schon damals am Grab, die Erde war hart gefroren und der Wind unerbittlich gewesen, »ick weeiß et nich, ick weeiß nich, wie wir das ohne Oma schaffen sollen«, hatten sich bewahrheitet. Sie schafften es nicht. Es ging bergab. Tag für Tag schien ihre Situation auswegloser zu werden. Mit Oma war es schwer gewesen, die Familie durchzubringen, nach dem Krieg, das Essen war knapp, die Kohlen waren knapp, der Wohnraum war knapp, alles Wichtige war knapp, aber ohne sie, war es schier unmöglich. Vor allem, seitdem ihre Mutter vor zehn Monaten das neue Baby zur Welt gebracht hatte. Lotta. Knautschig und rot hatte sie ausgesehen, als Helene sie das erste Mal gesehen hatte. Wie eine Puppe, über die man ein zerknittertes Tischtuch gelegt hatte.

Vom Bett her kam ein Geräusch. Susi, die Zweitjüngste, bewegte die Ärmchen im Schlaf, noch hatte sie die Augen fest geschlossen. Um keine weitere Zeit zu verlieren, stopfte Helene das zerschlissene Hemd kurzerhand in den Ofen, nahm Streichhölzer und die Zeitung zur Hand, die sie gestern auf der Parkbank ergattert hatte. Die Flammen fraßen gierig das trockene Papier. Knisternd verbrannte die Schlagzeile »Die Frauenmorde von Moabit« vor ihren Augen. Der gestrige Tag war kalt gewesen, beim Gedanken an den heutigen fröstelte sie schon jetzt.

Dabei hatte die Woche doch so gut angefangen: Frau Schulze aus dem Vorderhaus hatte ihnen ein Mittagessen spendiert, ein richtiges. Mit fettem Kohl und Fleischstückchen in der Suppe - auch wenn Helene lieber nicht zu fragen gewagt hatte, von welchem Tier das sehnige Fleisch in der Suppe stammte. Die Kleinen hatten vor Begeisterung ganz rote Wangen bekommen und zu glucksen und lachen begonnen. Wie sie alle so um den großen Topf herumsaßen, die angestoßenen aber gut gefüllten Teller vor sich, hatte Helene so etwas wie Glück empfunden, zumindest aber Zufriedenheit. Und mit Erstaunen festgestellt, dass sie seit langer Zeit das erste Mal wieder diese Wärme durch den Körper fluten fühlte, die sie bis in die Haarspitzen entspannte. Sie genoss sie noch einige Augenblicke. Dann hatte Susi eine Tasse zu Boden gestoßen und ihre Mutter war in Tränen ausgebrochen. Einfach so. Wenn sie da war, weinte sie. Das war fast schlimmer, als wenn sie nicht da war. Bevor das Gedankenkarussell Fahrt aufnehmen und seine ganze unheilige Macht entfalten konnte, wurde Helenes Aufmerksamkeit auf den Ofen gelenkt. Der Qualm bahnte sich einen Weg durch die Ritzen der Ofenklappe. Er war nicht dicht und schwarz, und doch reizte er Helenes Schleimhäute, sodass sie sich gezwungen sah, das Fenster zu öffnen. Quietschend bewegten sich die Scharniere in den Angeln. Helene fürchtete das Erwachen der Kinder.

Sie schürte das Feuer, doch allzu viel gab es da nicht zu schüren. So gierig die Flammen auch an dem dünnen Baumwollhemdchen emporgezüngelt hatten: Nun leckten sie an den Innenwänden des altersschwachen Ofens vergeblich auf der Suche nach Nahrung. Wie der winzige grau-melierte Spatz auf dem Dach, der jeden Morgen kam, und den sie manchmal heimlich fütterte. Doch heute hatte sie nicht einmal Krümel.

Nichts bleibt nichts, egal, wie man es dreht und wendet, dachte Helene bitter und sah dem Grau des vor ihr liegenden Morgens angstvoll ins Gesicht. Heute war nicht ihr bester Tag.

»Wat jibts zum Frühstück?«, piepste ein Stimmchen in ihrem Rücken.

»Guten Morgen«, antwortete Helene - bang die Antwort schuldig bleibend. Sie ging zu dem kleinen Mädchen, das sich nun aufrecht sitzend eng in die Decke gekuschelt hatte. Es schmiegte sich geschmeidig an ihr Bein, wie eine Katze. Helene ließ sich aufs Bett sinken und genoss noch einige Augenblicke die Ruhe vor dem Sturm. Der warme Körper drängte sich an sie, suchte ihre Nähe und roch so angenehm. Vertrauensvoll schlang Susi die dünnen Ärmchen um Helenes Hals. Helene drückte ihre Schwester fest an sich, doch dann schob sie sie entschlossen fort. Die Pflicht rief. Es war schon spät - zumindest, was das Frühstück anging.

»Steh nicht auf«, bettelte Susi, doch Helene löste sich aus ihrem Griff. Sie gab der Kleinen einen zärtlichen Kuss auf die Stirn.

»Ihr fresset mir noch die Haare vom Kopf. Wenn wir etwas essen wollen, muss ich uffstehen.« Widerwillig gab Susi ihren Widerstand auf. »Ich muss kurz weg«, sagte Helene und Susis Lächeln schmolz augenblicklich dahin.

»Nein, Lene nicht weggehen«, protestierte die Kleine fast panisch. Ihr Protest hatte das Baby aufgeweckt, das sich nun unter den Decken- und Kissenbergen zu bewegen begann. Helene kniff die Augen zusammen. Nun würde es noch schwieriger werden, jetzt musste sie alle drei mitnehmen. Helene fröstelte in ihrem alten Männerhemd, das ihr als Schlafanzug diente. Das Baby beugte und streckte die dicken Beinchen. Oje, gleich würde es weinen.

»Mitkommen«, quengelte Susi. Helene schüttelte den Kopf. Das kleine Mädchen mit den schmalen Schultern gab nicht auf. »Ick will mitkommen.«

»Aber du hast doch noch Matratzenhorchdienst«, versuchte Helene sie zum Liegenbleiben zu überreden.

Prompt schlug Irma nun die Augen auf. »Ich komme auch mit«, verkündete diese sofort erstaunlich wach. Wie stets war sie gleich voll da; ein Donnerschlag könnte sie aus dem Schlaf reißen, sie wäre sofort wach und ruhig. Von jetzt auf gleich.

»Na gut«, lenkte Helene resigniert ein. »Wir gehen alle.« Leise fluchend suchte Helene die Klamotten für die Bande zusammen. Sie warf Irma das Unterhemd – könnte auch mal wieder gewaschen werden, aber nicht jetzt, essen hat Vorrang – und die Hose aufs Bett, den Rest musste die Große selber suchen. Dann raffte sie rasch Röcke, Hemden, Jäckchen und Socken zusammen. Wo war verdammt noch mal die Mütze? Ach, da unter dem Stuhl lag sie ja. Gott sei Dank, sie hatten zur Zeit nur diese eine für Susi, die allerdings beim Anblick besagter Mütze sofort zu meutern begann.

»Nicht die, die kratzt«, schrie sie und strampelte bockig.

»Hopp hopp, jetzt!«, drängte Helene, ohne auf Susis Geplärr einzugehen. »Keene Extrawürste!« Susi warf die Kratze-Mütze in hohem Bogen vom Bett. Sie landete auf dem Fensterbrett, gleich neben dem Kerzenstumpen und der verbogenen Blechdose mit allerlei Kinderschätzen wie Hornknöpfen, Schneckenhäusern, Vogelfedern, glatt geschliffenen Scherben und bunten Steinen. Ärgerlich nahm Irma die Mütze und drückte sie Susi unsanft auf den Kopf. Susi heulte und boxte, das Baby weinte und Irma trödelte nun. Helene war schon wieder woanders: Die Fäustlinge? Wo waren sie nur, verflixst noch eins? Ei der

Daus, hier war was los. Und das alles auf leeren Magen. Wenn nur ihre Mutter da gewesen wäre.

»Jetzt kneif' die Backen zusammen!«, schalt sie sich selbst. »Das ist doch nicht das erste Mal ...«

Doch ihr Schwesterchen gab keine Ruhe: Susi riss sich beim Aufstehen die Mütze vom Kopf und stieß versehentlich den Unterteller vom Nachttisch. Das Tellerchen zerbarst.

»Verdammt, kannst du nicht aufpassen?«, herrschte Helene sie an. »Wie 'n Elefant im Porzellanladen, ick bin doch kein Krösus!« Rasch sammelte sie auf dem Boden kniend die Überbleibsel zusammen. Schon wieder Scherben ... Ein Gutes aber hatte Susis Malheur wenigstens: Helene fand unter dem Bett die Fäustlinge.

Susis Ungestüm hatte sie schon einiges an Porzellan gekostet. Nicht, dass es schade um die paar Teller und Tassen war, aber von irgendetwas mussten sie ja essen, wenn sie es nicht vom Boden tun wollten - vorausgesetzt, es war überhaupt etwas da. War es nach den allerersten Nachkriegsjahren besser geworden, waren sie nun wieder tiefer denn je in die Armut gerutscht, ohne dass Helene genau zu sagen wusste, woran das lag.

Wer nicht isst, braucht auch keinen Teller, dachte Helene zwischen zwei Seufzern, während sie die Fäustlinge in die Tasche steckte. Sie brauchten jetzt wirklich dringend was zwischen die Kiemen. Schlechte Laune auf leeren Magen, das war doppelt blöd. Sie atmete tief ein und aus. Kurz, einen Augenblick nur, lehnte sie sich an den Türrahmen, schloss die Augen und betastete die innere Schwärze, die auf sie zukam wie ein weiches Kissen. Sie war versucht, sich hineinsinken zu lassen und nicht mehr denken oder handeln zu müssen, nicht entscheiden oder aufstehen zu müssen, gar nichts mehr zu müssen. Doch dann schob sie die Schwärze zur Seite. Nur jetzt nicht ohnmächtig werden,

das fehlte noch. »Hungerschlaf« nannten die Erwachsenen das. Helene fühlte sich schwach, bückte sich und führte die leicht zitternde Hand mit dem Kehrblech vorsichtig nach vorn, um Scherben und Bodenschmutz in den Eimer in der schimmeligen Ecke zu schütten.

»Alle Mann raus jetzt, macht euch uff die Socken! Stante pede!«, hörte sie sich selbst sagen. Leiser als beabsichtigt. Im Hausflur herrschte vormittägliche Ruhe. Es war Samstag. Die meisten Hausbewohner waren auf der Arbeit, standen nach Lebensmitteln an oder verdingten sich als Hausierer, Tagelöhner, manche als Bettler. Die Alten verbrachten die Zeit mit Schlafen oder Sorgen machen oder beides zugleich. Schlechte Träume begleiteten den Schlaf der meisten Leute in diesem Karree. Das Wasser dort im Löscheimer am Treppenaufgang war gefroren. Schnell schloss sie Wohnungstür, rüttelte vorsichtshalber am Knauf, zu war zu, und wickelte das Baby in ein zusätzliches Tuch, das sie sich vor den mageren Leib band.

Endlich standen alle halbwegs angekleidet vor der Wohnungstür. Sie überlegte kurz, einen Zettel zu schreiben, falls die Mutter doch eher wiederkäme, entschied sich aber dagegen. Erst das Fressen, dann die Moral. Das sagte immer Hannes. Der machte gern einen auf Belesen, bloß weil sein Vater mal Schriftsteller gewesen war. Bevor der Krieg begann, bevor dieser alles veränderte und bevor man selbst für fleckige Äpfel ein halbes Vermögen ausgeben musste. Schmerzhaft zog sich ihr Magen zusammen. Fallobst wäre jetzt ein Festmahl. Nervös nestelte sie am Schlüsselbund in ihrer Tasche herum. Alle Schlüssel da.

»Los jetzt, ihr Trödeltanten«, scheuchte sie die in der Gegend herumstehende Bande auf. »Ab nach unten.«

Ihre Gedanken kreisten. Wohin sollten sie gehen? Die Mutter konnte sie nicht um Rat fragen. Sie war keine Hilfe.

Schon wieder musste sie ins Krankenhaus. Die Augen. Es wurde immer schlimmer. Syphillis-Spätfolgen hatte jemand gemunkelt. Helene war das sehr peinlich gewesen, ohne wirklich zu wissen, worum es ging. Sie konnte sich aber noch allzu gut daran erinnern, wie sie oft ihre zeitweise fast blinde Mutter als kleines Mädchen an der Hand zur Klinik hatte führen müssen. In diesen Momenten schon war sie die Mutter und ihre Mutter das Kind gewesen. Oma hatte gearbeitet und das Brot auf den Tisch gebracht. Nachdem sie ihre Mutter am Eingang zu dem weiß getünchten, nach Desinfektionsmitteln riechenden Gebäude abgegeben hatte, war Helene gleich in die Schule in der Letteallee gerannt, meistens war sie zu spät gekommen. Ihre Lehrerin Frau Lehmann schimpfte stets und ständig mit ihr, aber schlug sie wenigstens nicht, wie die anderen Lehrer es gern »aus erzieherischen Gründen« taten.

Auch Helenes Schwester Irma ging nun dort zur Schule. Die körperlich strafenden Lehrer gab es noch immer. Überhaupt, die Kleinen mussten stets am meisten leiden, fanden Helene und ihre Freundinnen. Weshalb ihre Freundin Margot keine Kinder haben wollte und bei jedem Anlass flachste: »... und vergiss nich: ›Liebe verjeht, Mutterschaft besteht‹.«

Das musste Margot Helene nicht zweimal sagen. Und tatsächlich: Schwanger war die Mutter wohl auch wieder ... Dabei waren die zwei Zimmer hier jetzt schon viel zu klein. Helene schob die Sorgen unter Aufbringung all ihrer Kräfte beiseite. Sie hatte bereits genug Muffensausen vor der nächsten Woche. Und Vater?

»Was ist mit ihm?«, hatte Irma sie neulich gefragt. Helene kannte ihren jedenfalls nicht. Und der Vater ihrer Geschwister war, seitdem ihm klar geworden war, dass er früher oder später noch ein Mäulchen mehr zu stopfen

haben würde, auf und davon. Länger als sonst. Bislang war er immer wiedergekommen. Abgebrannt, betrunken, nicht selten mit einem blauen Auge. Doch dieses Mal war er »bei Schneewittchen«, da war sich Helene sicher, das hieß in Gertruds Jargon: über alle Berge. Der würde nicht wiederkommen. Nicht in diesem Leben. Das hatte auch ihre Mutter gesagt. Und wieder geweint. Machte nichts, auf seine Prügel, die ihre Mutter und sie als Älteste regelmäßig eingesteckt hatten, konnte Helene gern verzichten. Nur das bisschen Geld, das er doch dann und wann nach Hause gebracht hatte, fehlte nun schmerzlich. Noch öfter musste ihre Mutter nun den Lappen schwingen, wenn sie dazu körperlich in der Lage war. Für alte Zausel, die ihr dabei auf den Hintern starrten, hatte sie Helene mal bitter erzählt.

»Ach. Solange sie nur gucken ... Gusche halten und weitermachen«, wiegelte ihre Mutter ab.

»Aber geig denen doch mal die Meinung«, hatte Helene aufgebracht insistiert. Die Augen der Mutter wurden tief und dunkel.

»Wozu denn? Jibt nur Ärger und die Stelle bin ich dann auch wieder los.«

»Aber dit können die doch nicht machen.«

»Doch können se ...« Helene wollte etwas erwidern, doch ihre Mutter winkte ab. »Halt die Backen still, Helene, und fang bloß nicht an, aus der Reihe zu tanzen. Vergebene Liebesmüh.« Das war ihr Credo. »Leute wie wir sind und bleiben unten.«

An Tagen war diesen war Helene geneigt, ihr zuzustimmen.

»Ick habe Hunger«, quengelte Susi so nachdrücklich, dass Irma mit den Ohren schlackerte.

»Stell mal die Lauscher uff, Susi«, sagte Helene. »Wir gehen jetzt runter und besorgen wat, ok? Solange musste noch aushalten. Und jetzt: Ruhe im Karton!« Sie fühlte sich zunehmend gereizt. Schuld waren der leere Magen und die Verantwortung schon am frühen Morgen.

»Ick habe Hunger«, wiederholte Susi unbeeindruckt. Helene fluchte innerlich: Sie konnte sich Fusseln an den Mund reden ... Nie hörten die Kleinen auf sie. Egal. Sie mussten jetzt dorthin, wo es etwas zu beißen gab. Aber: Wohin zum Teufel konnten sie gehen? Zum Gemüsestand an der Ecke? Angefaultes taten sie dort weg, das konnte Helene manchmal einsammeln und verwerten. Aber nein, dort waren sie und die Geschwister zu oft gewesen in letzter Zeit, die letzten Male hatte man sie weggescheucht. Wie räudige Hunde. Schlimm war das. Schlimmer als der Hunger. Helene grübelte.

Irma war klug genug, ihren Mund zu halten, diesen angestrengt nachdenkenden Blick von Helene kannte sie schon. Da war nicht gut Kirschen essen mit ihr. Ihnen allen knurrte der Magen. Schon seit gestern. Es musste etwas geschehen, das war klar. Und das Baby brauchte Milch für seinen Brotbrei. Ein paar weiche Kartoffeln, irgendetwas. Helene trat der Schweiß auf die Stirn. Wenn sie wenigstens einen Kanten Brot auftreiben könnte. Aber woher?

Susis Stimme wurde lauter, energischer. Alle wollten etwas von ihr, um alles musste sie sich kümmern, und dabei fühlte sie sich so schwach, selbst so schwach ...

Plötzlich sackte Helene das Blut in die Füße. Sie schwankte. Der Treppenabsatz drehte sich, sie riss erschrocken die Augen auf. Stehen, stehen, stehen bleiben. Ängstlich presste sie den Babykörper an ihre Brust, Hühnerbrust spöttelte Achim gern, weil sie im Gegensatz zu den anderen noch kaum den Ansatz eines Busens vorzuweisen hatte. Nicht fallen, um Gottes Willen ... Sie

ballte ihre Hände zu Fäusten, verkrampte den Kiefer unwillkürlich. Kreidebleich stand sie schwankend am Treppenabsatz, angestrengt bemüht, die Contenance zu behalten. Nur nicht fallen, nicht auf das Baby fallen ... heulen kannst du auch später noch. Sie mit ihren 14 Jahren als Älteste hatte das Kommando, da gab es nichts zu rütteln, alles hing von ihr ab. Ohne sie herrschte Chaos. Ein noch viel größeres Chaos als ohnehin schon. Sie allein musste die ganze lastenschwere Verantwortung für diese Mädchenbande stemmen.

Manchmal wünschte sie sich, wegzulaufen, um dann am Abend voller Schuldgefühle ins Bett zu kriechen, sich an ihre Schwestern zu kuscheln und am nächsten Tag wieder ihr Bestes zu geben. Für alle. Aber das reichte eben nicht. An Schule war da sowieso kaum zu denken. Immer kam etwas dazwischen. Nicht allein, dass sie ihre Versäumnisse wegen der fehlenden Kalorien schade fand, denn in der Schule gab es regelmäßig Milch und Suppe, die Schulspeisung, ohne Frage das Beste an der Penne.

Helenes Fehltag wurden mehr und mehr zum Problem, sie konnte schon jetzt nicht richtig schreiben, also was die Rechtschreibung anging, oft war ihr das peinlich. Rechnen. Ja, im Rechnen war sie gut. Aber die Diktate waren ihr ein Gräuel; sie machte so viele Fehler. Sie fehlte einfach viel zu oft im Unterricht. Helene saß mehr mit den kranken Kindern zu Hause, als dass sie die Schulbank drückte. Und dabei musste sie doch was lernen. Sie ahnte, wie wichtig das war. Für ihr ganzes Leben. Und sie mochte es, sie lernte gern, auch wenn sie die Lehrer hasste - und manche Mitschüler, die sie Läuse-Erna nannten und die Enden ihrer langen, dicken Zöpfe in die Tintenfüßer tunkten.

Nur Hannes, Margot und eine kleine Handvoll anderer Leidensgenossen waren nett. Meistens. Ab und zu übte Hannes sogar mit ihr - das fehlerfreie Schreiben und

Lesen. Darin war er gut. Hatte er auch Löcher in den Schuhen und Schmutzringe am Hals, beim Lesen und Schreiben und beim Zeichnen konnte ihm keiner was vormachen.

Irma zerrte an Helenes Hand. »Gehen wir jetzt?«, fragte sie zaghaft.

»Ja, natürlich, los jetzt.« Sie setzten sich in Bewegung. Morgen ist Sonntag, dachte Helene, da konnte sie mit den Kleinen zur Kirche, Gott sei Dank. Da hatten sie immer etwas für sie, obwohl sie nicht einmal katholisch waren, geschweige denn getauft.

Helene sammelte sich und drückte motiviert Susis Hand, bis diese verärgert protestierte. Ein letzter Blick in Irmas dunkle Augen, die schon viel mehr gesehen haben, als sie sollten, und dann ... dann ging es wieder. Für den Augenblick. Das war die Kunst: nur bis zum nächsten Augenblick zu denken. Andernfalls würde man noch verrückt vor Sorge.

»Weiter im Text!« Gemeinsam nahmen sie die Stufen nach unten. Immer zwei auf einmal. »Abwärts jeht's ganz von alleene«, pflegte Gertrud, das Nachbarsmädchen und Helenes Vertraute hier im Hause, zu sagen. Aber dann lachte sie stets und zeigte ihren schräg abgebrochenen Schneidezahn, der ihr etwas Keckes verlieh.

Langsam schlichen sie den Flur entlang, Bohnensuppe, Urin, Staub und Bohnerwachs. Die Gerüche dieser Mietskaserne waren ihnen so vertraut wie die Risse in den ausgetretenen Stufen. Im dämmrigen Halbparterre brannte Licht, Morgenlicht. Erschöpft lehnte Helene den Kopf an die wurmstichige Tür. Auf dem verbogenen Klingelschild stand in einfachen Buchstaben »Schulze«.

»Bitte, lass sie Erbarmen haben«, betete Helene lautlos und klingelte zaghaft. Irma blickte besorgt drein, Susi kaute auf der Unterlippe. Schlurfende Schritte hinter der

Tür. Sie hörten das Seufzen und Schnaufen der alten Frau, die nun vorsichtig die Tür einen Spalt breit öffnete. In der Vergangenheit war dieser Spalt genauso häufig wieder schnell geschlossen worden wie er verbreitert worden war, je nach Tagesform der alten Dame. Hoffentlich würde die Tür heute für sie geöffnet werden. Sie hatten es nötig.

Die knochige Gestalt dahinter, bereits an der Neunzig kratzend, hatte mehrfach Krieg und Hunger überstanden, Mut und Glück oder beides gehabt. Sie hustete zum Gotterbarmen. Helene zögerte jedes Mal aufs Neue, mit den Kleinen einzutreten - doch besser später an der Schwindsucht sterben, als jetzt zu verhungern. Margot war da ganz pragmatisch, wenn ihr Helene etwas verschämt von ihrer Nachbarin und ihnen als Bittsteller erzählte.

»Immer ran an die Bouletten, schlimmer wird's nicht.« Und Margot musste es wissen, hatte sie doch schon drei Geschwister verloren, zwei im ersten Babyjahr, eines an die Schwindsucht.

Ein blassblaues, von dünner, faltiger Haut umrahmtes Auge linste durch die Lücke, die zwischen Tür und Rahmen entstanden war. Helene zwang sich zu einem Lächeln. Die alte Frau erkannte sie, zögerte.

»Na, du bist mir 'ne ganz Ausjebuffte ... Schon wieder?«, fragte sie nur. Dann nichts weiter.

»Schon wieder«, antwortete Helene und schämte sich. Gleichzeitig flehte sie stumm und inständig, die Tür würde sich für sie und ihre Mädchen öffnen. Ihr Flehen wurde erhört. Es rasselte laut, als die Kette gelöst wurde. Die Frau wandte sich ohne ein weiteres Wort um und schlurfte in das Innere der kleinen, höhlenartigen Wohnung. Die Mädchen folgten ihr auf Zehenspitzen. Es roch muffig, es war stickig, es sah schäbig aus. Aber sie waren drin. Eingelassen worden.

Drinne schimpfte die Nachbarin beim Anblick der jämmerlichen Kinderschar. »Wo ist denn eure Mutter schon wieder?«, fragte sie.

»Im Krankenhaus ...«, erwiderte Helene kleinlaut und schämte sich schon wieder, obwohl weder sie noch jemand anderes etwas dafür konnte. Die alte Frau nickte nur, lächelte nichtssagend.

»Macht die Tür zu, es zieht.« Dankbar, erleichtert und doch angespannt folgte ihr Helene weiter durch den engen Flur. »Nicht in die gute Stube«, rief die Nachbarin plötzlich erstaunlich vernehmbar. Sie drängelten sich in dem schmalen Flur, was den Vorteil hatte, dass keiner mehr fror, die Luft stand. Mehr stehend als sitzend, eng aneinandergedrückt wie die Hühner auf der Stange, harrten die Kinder geduldig der Dinge, die da kommen mögen. Und es kam immer etwas bei Frau Schulze. Aus irgendeiner verstellten Schublade zauberte sie immer eine Kleinigkeit zum Essen. Auch jetzt saß Susi wieder mit großen Augen da und verfolgte aufmerksam jede Bewegung der alten Frau. Ihre Mägen knurrten im Chor.

Frau Schulze - Näherin, Wäscherin, Kriegswitwe - zog geräuschvoll den Rotz hoch und machte schmale Augen. Susi drängte sich dicht an Helene heran. Ihr war die Greisin unheimlich. Nicht eine Sekunde wollte sie mit ihr allein bleiben. Und Helene achtete darauf, dass sie das auch nicht musste. Die Mädchen stapelten ihre von der Mutter und Oma gestrickten Handschuhe, Mützen und Schals in einer Ecke und drückten sich weiter im Flur herum.

»Nun kommt schon rein, oder muss ich zweimal bitten«, winkte die Alte sie in die verrußte Küche. Sie zwängten sich an einer Reihe frisch gewaschener Liebestöter, die wie Vögel auf der Wäscheleine saßen, vorbei, ängstlich darauf

bedacht, den sackartigen Unterhosen der alten Frau auszuweichen.

Als sie die niedrige Schwelle der Küche passierten, atmeten sie erleichtert auf. Die Wände zierten hier schäbige blumengemusterte Tapeten. Solch ein Muster hatte Helene schon einmal gesehen. Sie sah unwillkürlich Judith vor sich. Judith mit bleichem Gesicht, als sie vor solch einer Wand gespielt hatten, damals in den Trümmern, und plötzlich Gliedmaßen eines Toten zwischen dem Schutt entdeckt hatten. Dort, wo sie hochgeklettert waren und Vater, Mutter, Kind gespielt hatten. Judith, die beim Nachhausegehen Schnitte an den Händen aufgewiesen hatte und als Folge eine Sepsis erlitt, an der sie fast gestorben wäre – wegen der Toten dort in den Ruinen, in denen sie gespielt hatten. Und diese hatten sich das ja auch nicht ausgesucht.

»Krieg ist böse«, hatte Tinka, das jugendliche Mädchen mit dem Verstand einer Vierjährigen mal geschrien; sie wusste gar nicht, wie recht sie hatte ...

Helene schüttelte die bösen Erinnerungen ab und konzentrierte sich auf ihre Aufgabe. Von Augenblick zu Augenblick; das war die einzige Möglichkeit. Der Tag hatte noch viele Stunden. Erst einmal etwas in den Magen kriegen. Sie ignorierte die dicke Luft in der Küche und freute sich wie die anderen auf eine anständige Mahlzeit bei ihrer mitfühlenden, einsamen Nachbarin.

2

Dort in der Küche - Tisch, Stühle, Kochstelle, Waschbecken, Unterschrank - legte die ebenso gütige wie schlecht gelaunte Nachbarin nun richtig los. Sie redete die Einsamkeit fort. Die Kinder waren ihr Publikum: Sie schimpfte wie ein Rohrspatz. Meckerte und zeterte. Auf das Wetter, den Krieg, der nichts gebracht hatte, den Frieden, der auch nichts brachte, außer höhere Kartoffelpreise, den Bäcker, der nicht mehr anschreiben ließ, die Jugend im Allgemeinen und ihre Enkelkinder im Besonderen, die entweder tot oder fort waren, sie jedenfalls nie besuchten. Sie ließ auch an Helenes Mutter kein gutes Haar, verurteilte deren Lebenswandel, ihr Aussehen und ihre Erziehungsmethoden, kommentierte das fehlende Benehmen der Kinder, die Kleidung und deren düstere Zukunft. Dabei kochte sie unablässig Mehlsuppe. Von Männern hielt die Alte absolut gar nichts. Die kamen bei ihr nicht gut weg. Kein Einziger. Helene war ziemlich froh, dass sie hier alle Mädels waren. Sie war nicht sicher, ob sie sonst immer wieder hereingelassen worden wären.

»Vertraut niemals einem Mann. Ganz gleich, wie sehr er euch Honig ums Maul schmiert, seid auf der Hut. Wenn es drauf ankommt, gönnt er euch nicht mal das Schwarze unter den Fingernägeln. So sind se, die Mannsbilder. Beknackt oder verschlagen, ick weeiß nich, wat schlimmer is.« Während sie sich ereiferte, wurde ihr fast zahnloser Mund noch schmaler.

Schnell drehte Helene den Kopf weg. Sie wollte auf keinen Fall sehen, wie die alte Frau beim Reden Speichel versprühte. Nicht jetzt. Nicht beim Kochen. Helene krampfte die Hände fest um den Stuhlsitz. Gleich würde die Suppe fertig sein.

»Nicht mal in die verdammte Kirche kann man jehen, überall sind die Bänke weg, Feuerholz halt ...« Helene versuchte sich die verhärmte Nachbarin demütig vor dem Kreuz niederkniend vorzustellen, es gelang ihr nicht. Sicher hätte sie noch Jesus die Leviten gelesen. Schließlich war er ein Mann gewesen. Irma grinste zu ihr herüber; sie schien ihre Gedanken zu lesen.

Schon in der Vergangenheit war es oft genauso vonstattengegangen: Frau Schulze redete und redete und schimpfte und prangerte an. Aber nach jedem Wortschwall kam etwas zu essen auf den Tisch. Das war der Preis: Zuhören gegen Futter. Worte schlucken für Suppe. Helene war es recht.

»Kann eure Mutter nicht für euch sorgen? Oder du, als Älteste?« Die Alte wartete keine Antwort ab. »Na, an dir is ja ooch nüscht dranne.« Sie hustete - es klang nicht gut.

»Nee? Dann müsst ihr ins Armenhaus, in ein Kinderheim ...« Ein zu Tode erschrockener Blick von Irma traf Helene. »Wo soll denn das hinführen? Ich kann doch nicht eine ganze Kinderschar mit durchfüttern, fremde Kinder, ... wo eins ist, da sind die anderen nicht weit.« Die alte Nachbarin war bei ihrem Lieblingsthema angekommen: Sich selbst ...

»Nun ist das Kind in' Brunnen jefallen«, flüsterte Helene grinsend.

Susi schaute dumm aus der Wäsche. »Welches Kind is in' Brunnen gefallen?«, wollte sie angstvoll wissen. »Das arme Kind ...«